

Zeit lehrreich sein und des Beherzigenswerthen gar Manches bieten, was geeignet sein dürfte, zur Heilung der Wunden unserer Zeit in Anwendung gebracht zu werden. So frankt unsere Zeit namentlich an der socialen Frage und ist gerade diese es, welche einer dringenden Lösung entgegensteht. Da möchten wir nun ganz besonders das praktische Christenthum empfehlen, sowie dasselbe in den Schriften der apostolischen Väter niedergelegt erscheint. Gewiß wenn die Menschheit im Lichte des wahren Christenthums die rechte Anschauung von dem Werthe der irdischen Dinge bekäme, wenn die Reichen ihre irdische Aufgabe in der Weise fassen würden, wie sie der Pastor des Hermas so schön kennzeichnet, wenn jedermann den wahren Geist des christlichen Lebens in der Art zum Ausdruck brächte, wie er aus den Schriften der apostolischen Väter so herrlich widerstrahlt: so würde sich die sociale Frage von selbst lösen; der Reiche würde seinen Reichtum zum Besten des Armen benützen, um sich dadurch den Himmel zu erwerben, und der Arme würde durch gewissenhafte Erfüllung aller seiner Pflichten sich dieser Unterstützung und damit auch des Himmels würdig machen, jedermann aber würde nach Gesinnung und That, nach Wortlaut und Geist ein wahrer Christ sein und zum gemeinsamen irdischen Wohle in einer Weise zusammenwirken, daß damit das wahre ewige Wohl erworben würde. Und darum können wir nicht umhin, schließlich noch einmal die Lektüre der Schriften der apostolischen Väter allseitig zu empfehlen, und halten wir uns nur umso mehr gerechtfertigt, daß wir in dieser theologisch-praktischen Zeitschrift diese unsere dogmengeschichtliche Studie angestellt haben.

Eine innere Klosterschule im IX. Jahrhundert.

(Rede des Hochw. P. Rektor **Andreas Kobler** S. J. bei der 25jährigen Jubelfeier des bischöflichen Knaben-Seminars auf dem Freinberg bei Linz, am 16. März 1876.)

Eure bischöfliche Gnaden! Hochwürdigste Herren Prälaten! Hochwürdige und Hochansehnliche Versammlung! Es kann gegen-

wärtig aus leicht begreiflichen Gründen nicht in meiner Absicht liegen, eine, wenn auch nur möglichst gedrängte Geschichte der Anstalt zu geben, deren 25jähriges Bestehen wir heute feiern; es soll diese Arbeit einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Nur ein flüchtiger Blick auf die Schicksale des Knabenseminars in den nun abgelaufenen ersten 5 Lustren sei mir gestattet, um dann überzugehen auf den Gegenstand, welchen ich mir zur Feier des heutigen Tages zu besprechen vorgenommen.

Bereits am 2. October des sturm bewegten Jahres 1848 hatte der hochsel. Bischof Gregorius Thomas ein Knabenseminar mit 8 Zöglingen in Linz eröffnet, später aber beschlossen, dasselbe auf den Freinberg zu verlegen und den daselbst wieder eingezogenen Jesuiten zu übergeben. So kam denn am 4. März des Jahres 1851 ein mit Meubeln aller Art beladener Wagen den Berg herauf, um seine Fracht vor dem Festungsturm abzugeben; dem Wagen folgten drei Studirende, die einzigen Zöglinge, womit das Knabenseminar auf dem Freinberg beginnen sollte; am 13. desselben Monats begann der Unterricht in den vier unteren Klassen und am 16. zählte die Anstalt 13 Schüler und heute, genau nach 25 Jahren, kann ich sprechen in Gegenwart von mehr als 50 Priestern, die alle einst Zöglinge dieses Knabenseminars waren und vor nahezu 160 Studirenden, welche die Anstalt zur Stunde bewohnen. So hat Gott zu dem unscheinbaren Anfang seinen Segen gegeben und darum ziemte es sich auch, das heutige Fest mit einem feierlichen Dank gegen den Spender alles Guten zu beginnen. Der nächste Dank aber gebührt all den hochherzigen Wohlthätern, deren Gaben die immer weitere Entwicklung der Anstalt ermöglichten, bis endlich die letzte Jubiläumsgabe von mehr als 30.000 fl. den finanziellen Bestand des Knabenseminars sicher stellte: ich müßte eine lange Reihe von Namen nennen, wollte ich auch nur der vorzüglichsten Wohlthäter gedenken.

Raum war die Anstalt eröffnet, als derselben auch das ehrendste Vertrauen der Eltern entgegenkam, und zwar nicht blos

aus der Diöcese, sondern auch aus andern Theilen der Monarchie. Besonders nachdem Se. königl. Hoheit, Erzherzog Maximilian Este, höchstseligen Andenkens, zur Unterbringung des rasch aufblühenden Seminars einen geräumigen Bau mit dem Collegium verbunden hatte und zuletzt auch dieser Bau noch erweitert worden war, stieg die Zahl der Zöglinge von Jahr zu Jahr, obwohl von denen, welche zur Aufnahme sich meldeten, in den ersten Jahren wenigstens, kaum die Hälfte wirklich aufgenommen wurde; noch für das Schuljahr 1855/6 wurden von 72 Com-petenten mehr als 40 abgewiesen. Im Jahre 1865 zählte das Knabenseminar 178 Zöglinge, die höchste Zahl, welche noch mit einiger Bequemlichkeit untergebracht werden kann, und wenn Gott uns noch ferner schützt, so dürfen wir das nächste Jahr dieselbe Zahl wieder zu erreichen hoffen. Merkwürdig ist und ein Beweis für die gesunde Lage der Anstalt, daß in den 25 Jahren, seitdem dieselbe besteht, nur 6 Zöglinge auf dem Freinberge selbst und nur 8, welche zur Zeit noch Zöglinge der Anstalt waren, bei ihren Eltern gestorben sind.

Was die Studien betrifft, so war vom Anfang an bestimmt, daß der Lehrplan für die k. k. Gymnasien befolgt werden sollte; auf den Antrag des hochwst. Ordinariates aber, die Anstalt als eine rein kirchliche und den an ihr ertheilten Unterricht als blos häuslichen Unterricht zu betrachten, der jede staatliche Einmischung ausschließen würde, wollte die hohe Regierung nicht eingehen, sondern erklärte das Knabenseminar als eine Privatanstalt im Sinne des Reichsgesetzes vom 27. Juni 1850 und somit auch all den Bestimmungen dieses Gesetzes unterworfen. Im Jahre 1855 machten die ersten Zöglinge des Knabenseminars die Maturitätsprüfung an dem k. k. Staatsgymnasium in Linz und der Erfolg war der Art, daß durch hohen Ministerial-Erlaß vom 16. April 1856 der Anstalt das Recht ertheilt wurde, staatsgiltige Zeugnisse auszustellen und mit ihren Zöglingen die Maturitätsprüfung vorzunehmen. Allein nur 12 Jahre lang dauerte die Herrlichkeit: andere Zeiten, andere Sitten und andere Gesetze.

Durch einen hohen Ministerial-Erlaß vom 6. März 1868 wurde dem Knabenseminar das Recht der Offenlichkeit wieder entzogen und zwar aus dem sattham bekannten Grunde, weil die Gesellschaft sich weigerte, ihre Professoren das Staatsexamen ablegen zu lassen; man darf wohl glauben, daß der Orden dafür seine wichtigen Gründe hat: die Gefährdung und Lockerung der Disciplin einer religiösen Genossenschaft ist ein Nebel, das um jeden Preis ferne gehalten werden muß, und wenn man dagegen auf andere Orden hinweisen möchte, so wäre darauf nur zu erwiedern, daß eben nicht alle Orden denselben Zweck und darum auch nicht dieselben Regeln und Gewohnheiten haben. Allerdings erlitt nun die Anstalt durch die Entziehung des Offenheitsrechtes einen empfindlichen Stoß, die Zahl der Zöglinge minderte sich um mehr als 60, das Knabenseminar trat wieder in die Reihe der Privatanstalten zurück, doch bald verlor sich der panische Schrecken, das Vertrauen kehrte zurück und trotz aller Ungunst der Zeit steht die Anstalt gegenwärtig, was die Zahl der Zöglinge betrifft, genau auf dem Punkte, auf welchem sie am Schluße jenes Jahres gestanden, in welchem ihr das Recht der Offenlichkeit entzogen wurde.

Nach diesem flüchtigen Blick auf das Schicksal eines Knabenseminars im 19. Jahrhundert sei es mir erlaubt, um ein Jahrtausend in der Geschichte zurückzugehen und ein deutsches Knabenseminar aus dem 9. Jahrhundert vorzuführen.

Selbst schon das Heidenthum fühlte das Bedürfniß, Knaben von früher Jugend auf zum Tempeldienst heranzubilden und wie schön und wie merkwürdig ist die Stelle bei Euripides, wo Jon sein Glück schildert, den Göttern dienen zu können. „Ja, schön ist, so ruft der Knabe aus in seiner Freude, schön ist, o Phöbus, der Dienst, den ich, ehrend den Sehersitz, hier ausüb' an deinem Palast und rühmlich das Mühen, Knechtdienste Göttern zu weihen, die unsterblich und ewig sind: rastlos will ich mich mühn' in andächtiger Arbeit.“ So fühlte ein Heidentnabe sich glücklich in dem Gedanken, den Göttern dienen zu können, (denn der Dichter

zeichnete wohl nach dem Leben,) und welch' eine Schmach wäre es, wenn ein christlicher Jüngling das Glück nicht sollte würdigen können, für den hehren Dienst des wahren Gottes herangebildet zu werden.

Auch im alten Testamente lesen wir von Knaben, welche von ihren Eltern schon in ihrer frühesten Jugend dem Herrn und seinem Dienste geweiht und im Tempel erzogen wurden; ich brauche hier nur an Samuel zu erinnern, von welchem die Schrift uns sagt, daß er diente vor dem Angesichte des Herrn und daß er angenehm war vor dem Herrn und vor den Menschen. So darf es denn nicht auffallen, wenn auch die Kirche bereits von frühester Zeit an darauf bedacht war, Knaben, in welchen man Anzeichen zu finden glaubte, daß Gott sie zum Dienste des Altares berufen, eine besondere geistige Pflege angedeihen zu lassen. Wenn der hl. Leo d. Gr. die Bischöfe Afrika's ermahnt, nur solchen die Priesterweihe zu ertheilen, welche vom zartesten Kinderalter an in der kirchlichen Disciplin geübt worden seien, — wenn das zweite Concilium von Toledo von Knaben spricht, welche für den geistlichen Stand bestimmt sind und an einer bischöflichen Kirche dazu herangebildet werden, — wenn der hl. Gregor d. Gr. unter seinen Augen und in seiner eigenen Wohnung solche Knaben für den Dienst Gottes erziehen ließ, so sehen wir darin nur die Idee ausgesprochen und verwirklicht, welche der Aufforderung des Conciliums von Trient zur Errichtung von Knabenseminarien zu Grunde liegt: es ist nur zu bedauern, daß die staatlichen Verhältnisse und moderne Gesetze es nicht erlauben, diese Seminarien jetzt so einzurichten, daß sie vollkommen ihrem Zwecke entsprechen.

Was aber die Knabenseminarien für die Gegenwart sein sollten, das waren in Wirklichkeit die Kloster- und Domschulen für das Mittelalter, nämlich die eigentlichen Pflanzstätten für das Priesterthum; im 9. Jahrhundert aber, das uns hier besonders beschäftigen soll, lag in Deutschland der Unterricht der Jugend fast ausschließlich noch in den Händen der Klöster. Mit je-

dem Kloster von einiger Bedeutung war immer auch eine öffentliche Schule verbunden und es waren im 9. Jahrhundert besonders die Schulen von St. Gallen, von Reichenau, von Fulda, von St. Alban bei Mainz u. a., welche eine große Menge Schüler jeglichen Standes, angefangen vom Sohne des Leibeigenen bis hinauf zum Sohne des Fürsten, an sich zogen; so zählte die Klosterschule von Reichenau um das Jahr 815 mehr als 500 Jöglinge und sie war noch nicht die berühmteste der damaligen Zeit. Natürlich hatten nicht alle Knaben, welche den Klöstern zur Erziehung übergeben wurden, die gleiche Bestimmung, und so finden wir bereits im 8. Jahrhundert die Eintheilung der Schule in eine innere und äußere; nur waren die Grenzen für beide nicht überall gleich enge, oder gleich weit gezogen; überall aber befand sich die innere Schule innerhalb, die äußere in einem besonderen Gebäude außerhalb der Clausur. In St. Gallen gehörten der inneren Schule diejenigen Knaben an, welche aus eigenem Entschluß, oder nach einem Gelübde der Eltern einstens in den Ordensstand treten sollten und daher von frühester Jugend an, soweit es ihr Alter und ihre Kräfte erlaubten, mit der klösterlichen Disciplin vertraut gemacht wurden; alle übrigen Schüler, sie mochten Priester werden, oder nicht, bildeten die äußere Schule. Dagegen wies Rhabanus Maurus in Fulda alle Knaben, welche sich überhaupt dem Priesterstande widmen wollten, gleichviel ob als Mönche oder nicht, der inneren, alle anderen Schüler, welche nicht Priester werden wollten, der äußeren Schule zu. So hätten wir also in der inneren Schule von Fulda eine Anstalt, welche unsfern Knabenseminarien noch am nächsten kommt, und wir wollen uns jetzt diese innere Schule des 9. Jahrhunderts etwas genauer betrachten.

Was zuerst die Studien betrifft, so umfaßte der Curs der allgemeinen Vorbildung, oder was wir jetzt die Gymnasialstudien nennen, zwei Abtheilungen, welche unter dem Namen Trivium und Quadrivium bekannt sind; die erstere, das Trivium, nahm 5, die letztere, das Quadrivium, 4, der ganze Curs somit volle 9

Jahre in Anspruch; die Lehrgegenstände des Triviums waren Grammatik, Rhetorik und Dialetik, die des Quadriviums aber Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Fassen wir nun diese einzelnen Gegenstände etwas näher in's Auge; die Sache ist von hohem Interesse.

Wir lesen in der Biographie des Walafried Strabo, eines der berühmtesten Schriftstellers des 9. Jahrhunderts und nachmaligen Abtes des Klosters Reichenau auf einer Insel des Bodensees, daß er als neunjähriger Waisenknabe in die Schule eben dieses Benedictinerklosters getreten. Bisher hatte er noch keine Schule besucht und war des Lesens und des Schreibens völlig unkundig, so daß er buchstäblich seine Studien mit dem ABC beginnen mußte. Und nun, wie ging man da zu Werke? Zuerst wurde der Knabe gelehrt, die lateinische Schrift zu lesen; nur wenige Wochen genügten und er hatte darin die gehörige Geläufigkeit sich angeeignet, ohne jedoch, wie ganz natürlich, das Gelesene zu verstehen. Um so größer war seine Freude, und selbst seine Verwunderung, als man ihn jetzt auch deutsch Geschriebenes lesen lehrte, wobei er sah, daß man zugleich verstehen könne, was man lese. Nachdem etwa durch 6 Monate das Lesen in beiden Sprachen tüchtig eingehübt worden, ging es an's Schreiben. Walafried erhielt seine kleine hölzerne Tafel, mit Wachs überzogen, in welches er mit einem eisernen Griffel die Buchstaben eingraben mußte; war ein Buchstabe, oder ein Wort schlecht oder falsch geschrieben, dann hieß es: verte stylum, und mit der Breitseite des Griffel wurde das Geschriebene zugedeckt und das Wachs wieder geglättet: für einen Anfänger war natürlich Papier oder Pergament, das Schreibmaterial für geübtere Hände, noch viel zu theuer. All' dieser Unterricht im Lesen und Schreiben nebst der nothwendigen Uebung hatte etwa ein Jahr in Anspruch genommen und nun trat der Knabe in die erste oder unterste Grammaticalklasse ein.

Wie sich wohl von selbst versteht, war für den Anfang die Unterrichtssprache die deutsche, jedoch nur im ersten Semester;

vom zweiten Semester an wurde beim Unterricht durch alle Klassen nur mehr Latein gesprochen und von der zweiten Klasse an durften auch die Schüler außer der Zeit der Erholung sich nur mehr der lateinischen Sprache bedienen: man kann sich denken, daß die kleinen Lateiner den Lehrern sowohl, wie den älteren Schülern wohl manches Lächeln abgezwungen. Gleich beim Eintritt in die erste Klasse hatte der Schüler lateinische Worte und kleinere Phrasen für den gewöhnlichen Verkehr auswendig zu lernen; der Lehrer selbst aber erklärte jeden Vormittag die Formen und Regeln der lateinischen Sprache nach der Grammatik des berühmten Donatus; Nachmittag sprach er leichte Sätze in deutscher Sprache vor, welche die Schüler sogleich lateinisch auf ihren Wachstafeln nachzuschreiben hatten. Am Abend wurde gewöhnlich irgend ein Abschnitt aus der biblischen Geschichte vorgezählt, welchen dann die Schüler am nächsten Morgen nacherzählen mußten; das Gedächtniß mußte überhaupt bei dem ganzen Unterricht beinahe das Meiste thun, denn der Bücher gab es wenige und selbst diese wenigen konnte man, eben weil sie so kostbar waren, unbehutsamen und leichtfertigen Schülern nicht in die Hände geben.

In der 2. Klasse wurde der Grammaticalunterricht fortgesetzt und dabei besonders die Rechtschreibekunst in's Auge gefaßt. Jeden Tag wurde nun ein Theil der Psalmen vorgelesen, die Schüler schrieben das Vorgelesene nach, dann corrigirte jeder die Fehler seines Nachbars, ein Schüler der 4. Klasse sah noch einmal das Geschriebene durch, worauf der Lehrer noch Wort für Wort erklärte; am nächsten Tag mußte das Geschriebene auswendig gelernt sein. Auf diese Weise lernten die Zöglinge im Laufe dieses 2. Jahres den ganzen Psalter auswendig und es war keine kleine Ehre und keine geringe Freude für sie, daß sie mit dem Ende des 2. Jahres am Chorgesang der Brüder teilnehmen durften.

In der 3. Klasse ging es an die größere Grammatik von Alcuin; zugleich wurde die Metrik erklärt, man las die Gedichte von Prosper und Sedulius u. A., und namentlich wurden auch

die kirchlichen Hymnen analysirt und auswendig gelernt. Wala-fried schrieb in diesem 3. Jahre bereits seinen ersten lateinischen Brief, den er mit einem Distichon schloß, und las jetzt schon Virgil's Eclogen: welch' ein Schüler der 3. Klasse möchte es ihm heut zu Tage nachmachen? Mit dem 2. Semester dieses Jahres begannen auch die Zöglinge beim Tische der Patres vorzulesen, keine leichte Aufgabe, denn jeder Prosodiefehler wurde strenge bestraft.

Mit der 4. Klasse schloß das Studium der Grammatik und zwar mit der Lehre von den Tropen und Figuren, welche man in den Dichtern und in der hl. Schrift nachwies und durch Beispiele einübt. Die Schüler dieser Klasse mußten auch die Anfänger unterrichten und wurden bereits beim Abschreiben der Bücher verwendet, und man kann sich denken, wie stolz ein solcher Quartaner war und wie reich er sich dünktete, wenn er mit der ersten Abschrift eines Classikers den Grund zu seiner fünf-tigen Handbibliothek gelegt hatte. Gegen Ende des Jahres hatte der Schüler noch einmal die ganze Grammatik nebst allen bisher gelesenen Autoren zu wiederholen, denn nur nach bestandener strenger Prüfung darüber konnte er in die nächst höhere Klasse der Rhetorik übertreten.

Der Name sagt bereits, womit man sich in dieser Klasse besonders beschäftigte: man las wohl noch Dichter und übte sich in Absfassung lateinischer Gedichte, der Hauptgegenstand aber waren Cicero's rhetorische Schriften und für die Privatlectüre Quintilian; dazu kamen täglich schriftliche Übungen in den verschiedenen rhetorischen Figuren und Ausarbeitungen schriftlicher Aufsätze. Im 2. Semester begann das Studium der Geschichte nach den eben damals vorhandenen Chroniken, während die Schüler durch die gleichzeitige Lektüre besonders des Livius und Sallust nach classischen Mustern auch in diesem Fache gebildet wurden. Uebrigens darf man nicht glauben, als wenn die Schüler vor der Rhetorik nichts von Geschichte gehört hätten; gab doch das Lesen der alten Classiker, die Lesung bei Tisch und namentlich

die tägliche Lesung des Martyrologiums den Lehrern sowohl, wie den Zöglingen Gelegenheit genug, über Geschichte zu reden und Belehrungen darüber zu geben und zu empfangen. In der Biographie des Walafried Strabo lesen wir, daß man wenigstens in der Klosterschule zu Reichenau gegen Ende der Rhetorik jeden Schüler eine der Chroniken zu seinem Privatgebrauch selbst abschreiben ließ.

Auf die Rhetorik folgte die Dialektik, mit welcher das Triumvirat abschloß. Es handelte sich in dieser Klasse um die logische Ausbildung und darum wurden dem Unterricht die einschlägigen Schriften des Aristoteles zu Grunde gelegt. Da gab es Disputationen über wissenschaftliche Gegenstände und selbst die Gesetzbücher der Römer, der Franken und Longobarden mußten den Stoff zu solchen dialektischen Übungen liefern. Wir mögen uns von der Schlagfertigkeit der Schüler einen Begriff machen, wenn wir lesen, daß die Disputation nicht selten so hitzig wurde, daß der Lehrer genöthigt war, dieselbe abzubrechen, worauf sie dann erst am nächsten Tag wieder fortgesetzt wurde. Doch bildete die Dialektik nicht den einzigen Lehrgegenstand dieser Klasse; vielmehr wurde die Lesung der Dichter und das Studium der Geschichte fortgesetzt, namentlich aber die Rhetorik noch weiter practisch eingehübt und dabei besonders auf die Dialektik und Schärfe und Genauigkeit der Definitionen und der Beweise Rücksicht genommen. Merkwürdig ist, was über die Pflege der deutschen Sprache in einer dieser Klosterschulen, in der von Reichenau nämlich, berichtet wird. „Von Zeit zu Zeit, erzählt einer der Schüler, machten wir auch deutsche Verse nach dem Muster der Sammlungen von Volksliedern und Sagen, die uns der Lehrer vorlas. Abt Hatto war nämlich von Karl d. Gr. wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache in den Klosterschulen mehr Geltung zu verschaffen; diesem Auftrag gemäß gab uns nun der Lehrer Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Übersetzungen und Reden zu machen; und mehreren von uns gelangen dieselben sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung

kamen wir nicht zu Stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen, und jeder von uns je nach der Gegend, woher er kam, wieder eine eigene Aussprache und somit auch eine eigene Schreibweise hatte. Es gelang uns deshalb weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben." Man sieht aus dieser Stelle, mit welchen Schwierigkeiten Lehrer wie Schüler damals zu kämpfen hatten und man wird um so mehr die Leistungen dieser alten Klosterschulen zu würdigen wissen.

Nachdem der Schüler nun Grammatik, Rhetorik und Dialetik absolviert hatte, ging er über zum eigentlichen und ausgedehnitesten Studium der Mathematik, er begann das Quadrivium, so genannt, weil es in ebenso vielen Cursen vier Fächer umfaßte, nämlich die Arithmetik, die Geometrie, die Musik und die Astronomie. Bei diesen Namen möchte vielleicht Manchen, der glaubt, auf seine mathematischen Kenntnisse sich etwas einbilden zu können, ein gewisses mitleidiges Lächeln überkommen; allein ich weiß nicht, ob er wohl im Stande wäre, eine Prüfung über das alte Quadrivium zu bestehen, abgesehen davon, daß wir so ungemein stolz nicht sein sollten, wenn wir auch in einem Zeitraum von 1000 Jahren irgend welchen Fortschritt in einer Wissenschaft gemacht haben.

Was zunächst die Arithmetik betrifft, so sah man auch hiebei, wie überhaupt bei dem ganzen Unterricht, mehr auf das Practische, als auf die bloße Theorie; man führte den Schüler nicht blos in das Studium der Zahlenverhältnisse ein, übte ihn in Gleichungen oder sogenannten mathematischen Rätseln, sondern er hatte sich auch mit der Zeitrechnung verschiedener Völker, namentlich der Hebräer, Griechen und Römer, bekannt zu machen; besonders aber führte man ihn ein in die Kenntniß des kirchlichen Kalenders, in die Berechnung der Indictionen, der Epacten, der goldenen Zahl u. s. w., lauter unbekannte Namen für unsere heutigen Septimaner oder Octavaner.

Ebenso verhält es sich mit der Geometrie. Man lehrte den Schüler die praktische Feldmefßkunst, ließ ihn die Höhe eines Thürmes, die Entfernung zweier Gegenstände von einander berechnen u. s. w. Sollte dieses zu wenig scheinen, dann sehe man hin auf die großartigen Bauten des 10. und 11. Jahrhunderts, Bauten, welche jetzt noch die Bewunderung der tiefsten Kenner mathematischer Verhältnisse erregen, und man wird gleichfalls staunen müssen darüber, welche Kenner der Geometrie aus diesen Klosterschulen hervorgingen, denn nicht selten waren Mönche und selbst Bischöfe die Baumeister unserer prachtvollen Dome. Mit dem Studium der Geometrie war zugleich das Studium der Geographie verbunden, und um das Gelernte tiefer dem Gedächtniß einzuprägen, wurden die Schüler angehalten, Karten zu zeichnen und es wird ausdrücklich erwähnt, daß sie mit besonderer Lust an dieses Studium und an diese Arbeit gingen; war doch mit dem Unterricht über die verschiedenen Länder auch die Völkerkunde verbunden.

Nun folgte das Studium der Musik, nicht als ob die Böblinge erst jetzt Musik zu betreiben angefangen, sie waren vielmehr schon lang sowohl im Gesange, wie im Spielen einzelner Instrumente praktisch geübt; sondern die Schüler wurden jetzt in die Lehre und in die Gesetze der Composition eingeführt und sie hatten die mathematische Grundlage der Töne und Tonarten zu studiren, eine Wissenschaft, von welcher die bei weitem meisten Musiker heut' zu Tage keine Ahnung mehr haben, da sie sich mit der bloßen Kunstfertigkeit oder Technik begnügen. Die Kirche hat uns noch in einigen ihrer erhabensten Gesänge Beweise aufbewahrt, mit welch' gründlichem Fleiß und herrlichem Erfolge die Musik vor mehr als einem Jahrtausend in den Klosterschulen studirt und betrieben wurde. Es war am Anfang des 10. Jahrhunderts, als der deutsche König Konrad I. mit seinem Hof am Osterfage sich zu Mainz befand; ein Mönch aus St. Gallen, damals Lehrer an der Schule von Mainz, sang vor dem König mit zwei Bischöfen, seinen ehemaligen Schülern, eine Arie mit

solcher Kunst, daß Konrad voll Entzücken den Sänger zu sich rief und er sowohl, als die Königin und deren Schwester zogen ihre Ringe von den Fingern und steckten sie an die Finger des Mönches als Zeichen ihrer Huld und ihres Beifalls.

Den Schluß des Quadriviums endlich bildete das Studium der Astronomie, auch Astrologie genannt in der bessern Bedeutung des Wortes. Die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, die Erklärung der Finsternisse, die Kenntniß der Gestirne und namentlich des Thierkreises bildeten die Gegenstände des Unterrichtes; die Schule von St. Gallen besaß einen Himmelsglobus, der erste vielleicht, den man in Deutschland je gesehen. Ebenso sieht man noch in einem, wenigstens dem 9. Jahrhundert angehörigen Manuskripte jenes Klosters das Bild eines Mönches, der durch einen Tubus einen Stern beobachtet; andere astronomische Instrumente jener Zeit waren das Astrolab und das Horoscop, in deren Gebrauch die Schüler unterrichtet wurden. Ganz besonders aber war es die Anfertigung von Sonnenuhren, welche die Zeit der Lehrer, wie der Schüler in Anspruch nahm und auch in damaliger Zeit noch von besonderer Bedeutung war.

Aber, möchte man fragen, wo bleibt denn das Griechische? Nach unserer Weise zu reden, war die griechische Sprache damals kein obligater Gegenstand, sondern die Erlernung derselben dem Privatsleiß des Einzelnen überlassen; jede Klosterschule aber hatte Männer, welche jene Sprache zu lehren im Stande waren, ja in St. Gallen z. B. widmeten sich die fähigeren Schüler immer auch der Erlernung des Griechischen und nannten sich deshalb selbst die Fratres ellinici, oder hellenici. Von Walafried Strabo heißt es, daß er weniger Talent gehabt für Musik und darum die Zeit in der 8. Klasse dazu benützte, unter Leitung eines tüchtigen Lehrers griechisch zu lernen, worin er es auch wirklich in kurzer Zeit so weit gebracht, daß er den Homer zu lesen im Stande war.

Das also war der Gymnasialcurs im 9. Jahrhundert und nun erst hatte der Schüler über alles Gelernte eine strenge Prüfung, das Maturitätsexamen abzulegen, um zum Studium der

Philosophie und endlich zum Studium der Theologie übergehen zu können; diese jedoch liegen für jetzt außer dem Kreis unserer Betrachtung und so kehren wir wieder zum Schüler der unteren Klassen zurück, um ihn für das Kloster, oder für sich selbst im Schreibsaal, oder im Scriptorium thätig zu sehen; denn der Student in damaliger Zeit mußte, besonders wenn er arm war, die nöthigen Bücher sich selber abschreiben, wenn er nicht etwa das eine oder andere zum Geschenke erhielt. Wie bekannt, waren Bücher in jener Zeit außerordentlich kostbar und Bibliotheken von 3—400 Bänden konnten bereits zu den Seltenheiten gerechnet werden; wir lesen von ganzen Schulen von 20, 30, 40 Böglingen und darüber, welche oft nur ein einziges Exemplar von einem etwas seltneren lateinischen oder griechischen Classiker besaßen, und es gab damals wirklich Bücher, unsere jetzigen libri non auferendi, welche an Ketten befestigt unter einem eisernen Gitter auf einem Pulte lagen; das Gitter hatte an der unteren Seite eine Deffnung, durch welche man die Hand stecken und so die Blätter umwenden konnte. Sowohl um die eigene Bibliothek zu vermehren, als auch um die Schüler im Abschreiben von Büchern zu üben, hatte jedes Kloster einen mehr oder minder großen Saal, ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt. In einem solchen Scriptorium waren nun eine Menge Leute beschäftigt und zwar vom kleinsten Studenten an bis zum ergrauten Mönch, der alt geworden bei der Ausübung seiner Kunst. Da lag an einem Orte das Pergament aufgeschlichtet; dasselbe war aus Thierhäuten bereitet, manchmal rauh, nicht selten aber auch so weiß und selbst dünner, als unser feinstes Postpapier. Das Erste, was damit geschah, war, daß man die Linien zog und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man nicht mit Unrecht von einer Linirkunst (ars lineandi) sprechen konnte; es war schon viel, wenn man einen jungen Studenten zu dieser Arbeit verwenden konnte. Nun wurde das in solcher Weise linirte Pergament beschrieben; das war dann die Schreibkunst im eigentlichsten Sinne des Wortes. Zur Einübung derselben hatte man einen lateinischen Hexameter,

welcher fast alle Buchstaben des Alphabets enthielt und es war die Aufgabe des Schülers, denselben so oft zu schreiben, bis man seine Schrift eine erträgliche nennen konnte und dann erst möchte man ihm gestatten, zuerst für sich etwa einen Classiker zu copiren, bis man ihn zum Abschreiben von Büchern für die Bibliothek verwendete; so erklären sich die oft sehr fehlerhaften Codices, die uns noch erhalten sind: es sind eben Schülerarbeiten. Eine weitere Arbeit für Schüler war das Ausfüllen der vorgezeichneten Initialien mit Menig oder anderen Farben, während andere, mit Gold eingelegte und kunstvoll gemalte Anfangsbuchstaben, wie wir sie in Büchern finden, welche namentlich für die Kirche bestimmt waren, eine weit geübtere Hand erforderten. Es geschah nicht selten, daß Studirende, denen es an den gehörigen Talenten für höhere Studien gebrach, die sich dagegen im Schreiben, Zeichnen oder Malen besondere Fertigkeit erworben, lebenslängliche Verwendung im Scriptorium fanden, wie man auch daselbst nicht selten hochangesehene Lebte mitten unter den Studenten sitzen und irgend ein Werk des heidnischen oder christlichen Alterthums copiren sah. Es mußte für junge Studirende keine geringe Anreisung sein, wenn sie einem Meister in der Schreibkunst hilfreiche Hand bieten und so zur Herstellung eines Buches beitragen durften, das noch von späteren Geschlechtern bewundert werden sollte. Mit einem gewissen Stolz aber und mit noch größerer Freude möchte so mancher Studirende das Scriptorium verlassen, wenn er das erste Buch mit forttrug, das er nach langer Uebung und mit großem Fleiß sich abgeschrieben.

Doch genug über die Studien und Beschäftigungen im Dienste der Wissenschaften in diesen alten Klosterschulen und namentlich in der inneren Schule; denn es erklärt sich leicht, daß die Zöglinge der äußeren Schule nicht zu Allem verwendet wurden, was die der inneren zu lernen hatten. Wenn wir aber noch einmal den Gang und die Aufeinanderfolge der Studien in's Auge fassen, so werden wir das Natürliche und Vernunftgemäße daran bewundern müssen und mit Recht sagt Heinrich Bone, selbst

ein tüchtiger Schulmann, wo er von der Schule von Reichenau spricht: „Ich denke, die Klosterschule zu Reichenau und die geistige Durchbildung, wie sie dort vor mehr als tausend Jahren geboten wurde, ist nicht das Werk von Finsterniß und Barbarei, sondern würde mit Glanz in die Gegenwart treten.“*) Noch höher stand die Klosterschule von Fulda, welche, wie derselbe Gelehrte sagt, Rhabanus Maurus „zu einer Glanz- und Musterschule erhob, zu welcher ein Reichenau von Ferne nacheifernd emporblickte. Denn nach Vollendung seiner Studien ging auch Walafried nach Fulda, um ein Schüler des Rhabanus zu werden, und nach ihm sich selber für's Lehramt auszubilden.“**) Noch mehr aber wird man staunen müssen, wenn man hört, daß Männer an der Spitze dieser alten Klosterschulen gestanden, wie ein Notker von St. Gallen, ein Wettin von Reichenau, ein Rhabanus Maurus von Fulda u. A., um wieder nur von Deutschland zu sprechen, Männer von so umfassender Gelehrsamkeit, daß sie im Stande waren, irgend welchen Lehrer, angefangen von der untersten Schule bis hinauf zum letzten Curs der Theologie, jeden Augenblick zu ersetzen.

Allein noch haben wir nicht von der Disciplin in diesen alten Klosterschulen gesprochen. Es versteht sich von selbst, daß sie nicht in allen Punkten die gleiche war für die innere, wie für die äußere Schule; schon daß erstere sich innerhalb der Clausur des Klosters befand, mußte einen bedeutenden Unterschied machen. Wohl kannte man damals noch nicht die neue Erfindung auf pädagogischem Gebiete, nämlich Knaben mit stiller Verachtung zu strafen und so sie zu charactervollen Männern heranzubilden; vielmehr hielt man sich damals noch an die Mahnung der Schrift und glaubte nicht mit Unrecht, daß bei der Erziehung mancher Knaben, wenn etwas aus ihnen werden sollte, auch die ferula

*) Gedenkblätter für Schule und Leben. Freiburg bei Herder. 1873.
S. 163.

**) Ebend. S. 164.

mitzuwirken habe. Gleichwohl finden wir in den Schriften jener Zeit keine Klagen über allzu große Strenge der Lehrer; dagegen fehrt der Ausdruck: Doctor benignissimus auf vielen Gräbern der damaligen Zeit häufig wieder und selbst jener berühmte Notker von St. Gallen, der wegen seiner strengen Einhaltung der klösterlichen Disciplin den Namen Piperis granum oder Pfefferkorn erhielt, wird als Doctor benignissimus bezeichnet. Im Allgemeinen aber finden wir, daß die Schule um so schöner blühte, je strenger die Disciplin im Kloster wie in der Schule aufrecht erhalten wurde. Ein schöner Zug ist uns in der Geschichte von St. Gallen aufbewahrt. König Konrad I. kam einst dahin und ließ, da die Knaben in feierlichem Zuge daher kamen, um ihre Haltung zu prüfen, einen Korb voll Äpfel vor ihnen ausleeren, aber auch die kleinsten ließen sich durch die zu ihren Füßen hinrollenden Äpfel nicht im mindesten stören, was den König außerordentlich erbaute. Ich weiß nicht, ob man wohl heut zu Tage mit gleicher Aussicht auf Erfolg so etwas wagen dürfte.

Bei aller Strenge der Disciplin jedoch war das Leben dieser Klosterschüler durchaus kein freudenloses; sie hatten, wie wohl begreiflich, auch ihre Zeit der Erholung und ihre Spiele, wenn letztere auch nicht dieselben waren für die innere, wie für die äußere Schule. Gewiß aber galt für beide zugleich der Wunsch, den wir in einem Ferienlied ausgesprochen finden, das aus dem 9. Jahrhundert stammt und den bekannten Notker Labeo zum Verfasser hat. Circator heißt es da, so nannte man nämlich damals, was wir jetzt Präfect oder Invigilator nennen,

Circator sileat oculosque videndo reflectat!

O mihi donetur, hodie sibi talpa putetur!

Tu Pater elysiis videare quiescere campis.

Schweigend wende das Auge hinweg der Invigilator!

Wenn er doch heute einmal den Maulwurf zu spielen beliebte!

Pater hilde dir ein, du siebst im Frieden entschlafen.

Es gab aber für diese Klosterschüler auch noch Freuden anderer Art und aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts (der Ge-

brauch selbst reicht gewiß in das 9. Jahrhundert zurück,) ist uns ein sehr anmuthiger Zug aus dem Schulleben jener Zeit aufzuhalten. Salomon III., Abt von St. Gallen und zugleich Bischof von Constanz, brachte das letzte Mal die Weihnachtsfeiertage in St. Gallen zu und wollte vor seiner Abreise auch noch die Schule besuchen, die ihm stets am Herzen gelegen war. Es war aber das Fest der unschuldigen Kinder und an diesem Tage hatten die Schüler das Recht, jeden Fremden, der ihre Schule betrat, gefangen zu nehmen, so daß er sich in bester Form loslaufen müßte. Raum war also Salomon in die Schule eingetreten, als die Knaben ihn jubelnd umringten, ihn, nicht als den Abt, sondern als den Bischof, gefangen nahmen und ihn zum Stuhl des Lehrers führten. „Gut, sagte der Bischof, wenn ich euer Lehrer bin, so will ich auch dessen Autorität gebrauchen: richtet euch für die Ruhethe.“ Doch die Schüler waren nicht verlegen, sondern erklärten, auch ihr Lehrer erlaube ihnen, sich von der Ruhethe loszukaufen, und sie baten auch ihn um diese Erlaubniß. Der Bischof gab sie und nun begannen die kleinsten unter den Knaben aus dem Stegreif einiges Latein zu radebrechen, die größeren sprachen Latein in Reimen, die größten in Versen und einige hielten ganze Ansprachen an den Bischof. Dieser, hoch erfreut über solchen Fortschritt, erklärte seinerseits, er werde sich loskaufen und als er nun, frei geworden, die Schule verließ, rief er die Senioren zu sich und verordnete, daß die Schüler an den, jüngst vom König ihnen verliehenen drei Ferientagen zu Mittag Fleisch erhalten sollten, ein Beweis, daß sie sich sonst mit der mehr als einfachen Kost der Mönche zu begnügen hatten, ein Tisch, wie er wohl jetzt nicht mehr gedeckt werden dürste.

Das bisher Gesagte möchte uns einen Einblick gewähren in das Innere einer Schule des 9. und 10. Jahrhunderts, in welcher Knaben für den geistlichen Stand herangebildet wurden; und wenn wir die Zeit und die wenigen Lehrmittel, welche den damaligen Schulen zu Gebote standen, in Anschlag bringen, so werden wir ihnen unsere Achtung nicht versagen können. Diese

Achtung aber wird sich noch steigern, wenn wir in den Annalen der Kirchengeschichte die großen Bischöfe und Lebte in's Auge fassen, welche ihre Bildung und Erziehung in den Schulen jener Zeit empfangen haben. Um uns auch hier wieder nur auf Deutschland zu beschränken, sei es erlaubt, auf einige Namen hinzuweisen und zwar besonders aus jenem 10. Jahrhundert, welches man mit solchem Unrecht als das eiserne bezeichnet hat. Abgesehen von den beiden, schon öfter erwähnten berühmten Namen des großen Erzbischofes von Mainz, Rhabanus Maurus, dieses eigentlichen Schöpfers des deutschen Schulwesens und des nicht minder ausgezeichneten Walafried Strabo, Abtes von Reichenau, begegnen uns im 9. Jahrhundert ein hl. Anschar, der, ein Mönch von Corvey, der erste Erzbischof von Hamburg und der Apostel des Nordens geworden, ferner ein Erzbischof Arno von Salzburg, eines Bischöfes Haymo von Halberstadt, der als Ereget keinem seiner Zeitgenossen nachstand, die Männer, welche in dem Streit über die Eucharistie so berühmt geworden, und um andere Namen zu übergehen, erwähnen wir noch des Scotus Erigena, eines der gelehrtesten und einflussreichsten Männer des Mittelalters. Und nun erst im 10. Jahrhundert. Da sehen wir auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln den hl. Bruno, den Sohn des Kaisers Otto I., der an seinem Hof die Gelehrten des Niederrheins sammelte und mit ihnen die alten Classiker von Rom und Griechenland las und förmliche Academien hielt, denen der Kaiser selbst oft beizuwohnen pflegte. Auf dem Stuhle von Regensburg treffen wir den hl. Wolfgang, hervorgegangen aus der Schule von Reichenau, und auf dem Stuhle von Augsburg den hl. Ulrich, einen Schüler von St. Gallen, beide Männer, deren Andenken in Deutschland nie erlöschten wird. Erwähnen wir auch den Bischof Notker von Lüttich, der früher Lehrer und dann Decan des Stiftes von St. Gallen war; als dieser Mann einst in eine Versammlung von Bischöfen trat, erhoben sich fünf derselben und gingen auf ihn zu, um ihn als ihren ehemaligen Lehrer zu begrüßen. Endlich statt weiterer Namen sei noch Bruno

von Franken genannt, welcher gegen Ende des 10. Jahrhunderts als Gregor V. den apostolischen Stuhl bestieg, der erste Deutsche, dem diese höchste Würde zu Theil geworden.

Und Welch' eine Reihe großer Aelte aus diesem 9. und 10. Jahrhundert, und zwar nur aus Deutschland, wäre noch zu erwähnen! Doch wozu noch eine Menge von Namen? Lassen Sie mich vielmehr schließen mit einer Bemerkung, die von einiger practischer Bedeutung sein dürfte. Kaum daß die Kirche in die Welt eingetreten, als sie darauf bedacht war, ihre Schulen zu eröffnen und zwar gerade an den Hauptstädten griechischer und römischer Wissenschaft, wie zu Alexandrien, Antiochien und Rom; besonders jene von Alexandrien gelangte bald unter einem Pantämus, Clemens, Origenes, Didymus dem Blinden und anderen berühmten Lehrern zu solcher Blüthe, daß sie die heidnische Schule weit überflügelte. Als dann die nordischen Völker auf den Trümmern des weströmischen Reiches sich wohnlich eingerichtet, war es wieder die Kirche, welche nicht blos die letzten Reste der heidnischen Cultur noch vor völligem Untergang rettete, sondern auch durch ihre Schulen den Grund zu jener christlichen Cultur legte, welche sich namentlich im 13. Jahrhundert zur herrlichsten Blüthe entfaltete; aus dem Schooße der Kirche gingen gerade in diesem Jahrhundert jene Männer hervor, welche, abgesehen von ihrem christlichen Standpunkt, auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit den größten Denkern des Alterthums würdig zur Seite stehen. Als dann durch die s. g. Reformation und ihre Principien Deutschland in seiner Cultur wenigstens um zwei Jahrhunderte zurückgeworfen und für die christliche Welt überhaupt der Grund zu einem neuen Heidenthume gelegt wurde, war es zum dritten Male die Kirche, die aus ihrem Schooße jene Schulen erzeugte, welche nicht blos in wissenschaftlicher und pädagogischer Beziehung Gegenstand der Eifersucht für jene außer der Kirche geworden, sondern auch sicher dem Strome des Verderbens Einhalt gehan hätten, wenn sie nicht durch rohe Gewalt zum Theile zerstört, zum Theile mit der Kirche in unwürdige Fesseln geschlagen worden wären, während

man dem Bösen fast unbeschränkte Freiheit ließ, sich durch tausend Kanäle nach allen Seiten hin zu ergießen.

Bereits beginnt es auch unter den Katholiken zu tagen und es bricht allmälig die Ueberzeugung sich Bahn, daß wenn überhaupt noch Rettung möglich sein sollte, Freiheit für die Kirche nach dem ganzen Umfang ihrer göttlichen Sendung, namentlich aber und vor Allem auf dem Gebiete des Unterrichts zurückzuerobert werden müsse. Die Kirche war von jeher reich an Talenten jeglicher Art und ist es auch jetzt noch; es gibt keinen Zweig des menschlichen Wissens, in welchem nicht treue Söhne der Kirche mit Erfolg um die Palme des Sieges gerungen. Soll aber das Talent sich entwickeln und wirken im Dienste der Wahrheit, soll die Kirche neuerdings, wie sie ehemalig gethan, auf dem Gebiete des Unterrichts jene Thätigkeit entfalten und jene Triumphe feiern, wie wir sie in der Geschichte aufgezeichnet finden, ja, soll die Kirche überhaupt noch und namentlich für die heranwachsende Jugend eine Rettungsanstalt im eigentlichsten Sinne des Wortes bleiben, so bedarf sie vor Allem der Freiheit und namentlich der Freiheit des Unterrichts. Wohl wissen die Feinde der Kirche, warum sie derselben mit solcher Hartnäckigkeit diese Freiheit verweigern; möchten die treuen Söhne der Kirche gerade in dieser Beziehung vom Feinde lernen und nicht ruhen, bis sie für die Braut des Herrn und für die Mutter, der sie ihr Leben der Gnade verdanken, jene Freiheit errungen, die ihr von Gott und Rechts wegen gebührt. *Dixi.*

Aufbewahrung und Reinerhaltung der Kirchengeräthe.

I.

Von Professor *Josef Schwarz.*

Zm vorigen Hefte wurde das Putzen der Kirchengefäße in der Charnwoche besprochen. Eine andere gleich wichtige Frage reiht